

Wilhelm Krull

„Vom Nutzen und Nachteil der Geisteswissenschaften für das Leben in einer technisch geprägten Welt“

Vortrag an der Leibniz Universität Hannover, 24. November 2016

Verehrter Herr Präsident Epping,

sehr geehrter Herr Dekan Döhler,

verehrte Professorinnen und Professoren sowie Dozentinnen und Dozenten der Philosophischen Fakultät,

liebe Studierende,

„bekanntlich haben die geistes-, kultur- und gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen an einer traditionell technisch und naturwissenschaftlich geprägten Universität es nicht leicht, ihre Wissenschaftskulturen zu behaupten und ihre wissenschaftspolitische und gesellschaftliche Relevanz sichtbar und wirksam zu vermitteln“ – das hat mir Herr Noormann, Ihr leider erkrankter Dekan, geschrieben, um mich einzuladen – und mir somit auch die nicht ganz einfache Aufgabe zu übertragen –, einen Vortrag über die gesellschaftliche Bedeutung der Geisteswissenschaften und ihre zukunftsorientierte Funktion für das Leben in einer technisch geprägten Welt zu halten. Diese Herausforderung habe ich gerne angenommen und ich bedanke mich sehr für die freundliche Einladung, zu einem so spannenden Thema heute zu Ihnen sprechen zu können. Ehe ich auf die Gegenwart und Zukunft zu sprechen komme, möchte ich Sie jedoch zunächst einladen, einen Blick in die Vergangenheit – zumindest in die Sedimentschichten der letzten beiden Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts – zu werfen. Als Geistes- und Politikwissenschaftler sowie auch als Forschungsförderer bin ich davon überzeugt, dass das Vergangene im Gegenwärtigen präsent sein muss, wenn wir auf verantwortungsvolle Weise die Zukunft gestalten wollen. Doch dazu später mehr!

I. Geisteswissenschaften an technischen Universitäten

Vor etwas mehr als 30 Jahren hat der Philosoph Odo Marquard in einem viel beachteten Vortrag vor der damaligen Westdeutschen Rektorenkonferenz die Geisteswissenschaften aufgefordert, sich nicht für obsolet erklären zu lassen, sondern ihre „Unvermeidlichkeit“ durch die „Kompensation von Modernisierungsschäden“ der Natur- und Technikwissenschaften unter Beweis zu stellen. Dabei zog er das Fazit: *„Je moderner die moderne Welt wird, desto unvermeidlicher werden die Geisteswissenschaften.“*¹ Marquard argumentierte, dass in der intellektuellen Auseinandersetzung mit dem historischen Gewordensein, der komplexen Gegenwart und einer nur in groben Zügen vorhersehbaren Zukunft einer naturwissenschaftlich-technisch geprägten Welt die wichtigste Aufgabe der Geisteswissenschaften liege. Daher sollten sie auch das Gespräch über die Disziplinengrenzen hinweg suchen und – nicht zuletzt angesichts zahlreicher Modernisierungsschäden – vor allem kompensatorisch wirken.

Heute – 30 Jahre später – müssen wir feststellen, dass es vielleicht doch ein wenig blauäugig gewesen zu sein scheint, gleich von der „Unvermeidbarkeit“ der Geisteswissenschaften zu reden. In einer April-Ausgabe der „Zeit“ war zu lesen, dass es in Japan ein offizielles Regierungsprogramm gibt, das die naturwissenschaftlich-technischen Disziplinen klar bevorzugt und somit die Geisteswissenschaften nach und nach ausdünnert. Und in Italien hat seinerzeit Berlusconi die Kürzung der Bildungsausgaben um 17 % für sich mit dem beschämend einfältigen Spruch gerechtfertigt: *„Wozu muss man Platon lesen?“*² Allerdings nicht ohne an anderer Stelle vor Journalisten mit seiner klassischen Bildung zu prahlen: *„Ich habe früher griechische Verse aus der hohlen Hand heraus verfasst.“*³

In Großbritannien dominiert das Schlagwort „Impact“ die Wissenschaftspolitik und setzt nun insbesondere die Geistes- und Kulturwissenschaften unter Druck, die direkten Auswirkungen ihrer Forschung auf die reale Welt ständig nachweisen zu müssen. Dieses Spielchen treibt bisweilen so beachtliche Stilblüten, dass manche Versuche, die gesellschaftliche Wirkungsmächtigkeit der Geisteswissenschaften darzulegen, diesen sogar eher Schaden zufügen als nutzen. Dass es den geistes- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen in Großbritannien künftig immer schwerer fallen wird, sich

¹ Westdeutsche Rektorenkonferenz, Dokumente zur Hochschulreform 56/1985, S. 98.

² Zitiert nach: Heike Schmoll, „Unterwegs zur Lügenwissenschaft“, FAZ, 22. August 2016, S. 11.

³ Zitiert nach: <http://www.stern.de/politik/ausland/silvio-berlusconi-mein-schloss--mein-sender--mein-staat-3521432.html?questionView=1>, zuletzt gesehen am 24. August 2016.

gegenüber anwendungsbezogenen Fächern zu behaupten, kann man sich leicht vorstellen.

Und auch in den USA wird es – abgesehen von den Liberal Arts Colleges und Spitzenuniversitäten – für die Geisteswissenschaften immer enger. Dass sich dies mit Donald Trump ändern könnte, erscheint alles andere als wahrscheinlich. Doch schon der Vorwahlkampf hat mit der Debatte zwischen Clinton und Sanders einen wunden Punkt aufgegriffen: Die hohe Verschuldungsquote von Absolventinnen und Absolventen, die immer stärker im Bewusstsein der Mittelschicht angekommen ist. Es ist verständlich, dass so der Ruf nach einem berufsvorbereitenden Studium, das alsbald ein möglichst hohes Einkommen verspricht, immer lauter wird – und ein geisteswissenschaftliches Studium im Sinne der „Liberal Arts“ immer mehr zum Luxusgut für wenige Auserwählte und Wohlhabende.⁴ Ist somit die These der Unvermeidbarkeit der Geisteswissenschaften angesichts dieser Entwicklung noch aufrecht zu erhalten?

Jemand, der dies entschieden bezweifelt hat, ist Hans Ulrich Gumbrecht, der ebenfalls vor der Hochschulrektorenkonferenz einen Vortrag zur Lage der Geisteswissenschaften gehalten hat – und zwar auf der Jahresversammlung in Kaiserslautern im vergangenen Jahr.⁵ Gumbrecht vermutet, dass das gebildete Zehntel der Weltbevölkerung es gar nicht erst wahrnehmen würde, wenn die Geisteswissenschaften von heute auf morgen ihren Betrieb einstellten. Er entwickelt, um seine Hörer so richtig herauszufordern, schließlich die These, dass die große Zeit der Geisteswissenschaften längst hinter ihnen liege und „das 19. Jahrhundert das große, das glückliche Jahrhundert der Geisteswissenschaften war“⁶. Inzwischen sollten wir uns daran gewöhnen haben, dass die Welt auch ohne die Geisteswissenschaften auskommen könne.

Dennoch berichtet Gumbrecht in seinem Vortrag (S. 17 - 19) von einer interessanten Entdeckung: Gumbrecht ist von der Schweizer Wochenzeitung „Die Weltwoche“ gebeten worden, eine kleine Untersuchung durchzuführen, aus der hervorgehen sollte,

⁴ Die Darstellung und die Beispiele folgen dem zitierten Zeit-Artikel: Felix Lill, „Angriff auf die freien Denker“, in: Die Zeit, 14. April 2016.

⁵ Hans Ulrich Gumbrecht, „Die ewige Krise der Geisteswissenschaften – und wo ist ein Ende in Sicht?“, Festvortrag im Rahmen der HRK-Jahrestagung am 11. Mai 2015 in Kaiserslautern, in: Beiträge zur Hochschulpolitik 4/2015.

⁶ Ebd., S. 14

wo die besten Aufsteiger unter den weltweiten Unis sind – und warum.⁷ Gumbrecht hat es sich in dieser Studie also zur Aufgabe gemacht, herauszufinden, welche Universitäten sich während der letzten zwanzig Jahre in den 20 führenden Rankings am deutlichsten verbessert haben. Nach Durchsicht der einschlägigen Rankings, bei der er durch eine Studentin der Informatik unterstützt worden ist, sind ihm einige gemeinsame Merkmale dieser Universitäten aufgefallen. Es sind insgesamt fünf:

Erstens, sie verfügen über ein hohes Maß an Autonomie, also die Freiheit und die Möglichkeit, ein individuelles Profil zu entwickeln.

Zweitens sind die erfolgreichen Universitäten berechtigt, ihre Studierenden, aber auch das Lehrpersonal, allein aufgrund von intellektuellen und fachlichen Kriterien auszuwählen. Es ist die Qualität der Leistung, die das entscheidende Aufnahmekriterium bildet.

Weiterhin sind es Universitäten, die überwiegend in kleineren Städten liegen. Die größte von ihnen ist Zürich mit knapp 380.000 Einwohnern. Die Größe der Stadt ist wohl, so Gumbrecht, entscheidend, damit sich die Studierenden und Lehrenden nicht in der Anonymität einer Millionenstadt verlaufen können, sondern sich regelmäßig begegnen.

Am besten auf dem Campus, was der vierte Erfolgsfaktor wäre. Denn der Campus steht vor allen Dingen für ein Präsenzstudium auf überschaubarem Raum. Dementsprechend hält Gumbrecht auch nicht sehr viel von elektronisch vermittelter Kommunikation oder Online-Studiengängen. Und vielleicht ist Hannover mit rund 515.000 Einwohnern ja noch nicht zu groß für eine erfolgreiche Universität.

Doch nun kommt das fünfte und auf den ersten Blick vielleicht überraschendste Kriterium: Alle sich besonders erfolgreich entwickelt habenden Universitäten hatten in ihrem Grundcharakter die Struktur einer Technischen Universität, sie verfügen jedoch mittlerweile auch über eine – zumeist kleine – geisteswissenschaftliche Fakultät von besonders hoher Qualität! Gumbrecht schließt daraus, dass die Präsenz der Geisteswissenschaften – anscheinend ohne Ausnahme – bei Universitäten mit TU-Struktur für eine besonders hohe Leistungsfähigkeit gesorgt haben muss. Nun, wenn denn so wäre, dann könnte das zugleich auch eine äußerst positive Aussicht für die

⁷ Vgl. <http://www.weltwoche.ch/ausgaben/2015-10/artikel/bildung-wo-die-besten-unis-sind-und-warum-die-weltwoche-ausgabe-102015.html>, zuletzt gesehen am 23. August 2016.

Philosophische Fakultät der Leibniz Universität, die ja als Teil der TU 9-Gruppe und ehemals „Königlich Technische Hochschule“ nach wie vor den Grundcharakter einer Technischen Universität hat. Ich fürchte allerdings, dass der empirisch wenig geschulte Romanist Gumbrecht hier versucht, Kausalbeziehungen herzustellen, wo bestenfalls von Korrelationen die Rede sein kann. Schaut man sich nämlich die Ausschlag gebenden Kriterien der bekanntesten Rankings näher an, dann wird sofort klar, dass es wohl doch eher die Rieseninvestitionen in die Natur- und Lebenswissenschaften sowie die Medizin und die Ingenieurwissenschaften gewesen sind, die die einschlägigen Universitäten (wie die ETH Zürich oder die NTU in Singapur) in den Rankings so rasant vorangebracht haben. Sie weisen nämlich alle einen Bias zugunsten dieser Fächergruppen auf (aber dies im Einzelnen zu erläutern wäre Thema eines eigenen Vortrags).

Obwohl sie von gegenteiligen Ansichten in Bezug auf die Unvermeidbarkeit der Geisteswissenschaften ausgehen, kommen Marquard und Gumbrecht zumindest an einem Punkt wieder zusammen. Die Aufgabe der Geisteswissenschaften besteht für beide ganz offensichtlich auch darin, sich auf ihr Umfeld und die naturwissenschaftlich-technischen Disziplinen einzulassen, ihre Herausforderungen und Probleme zu reflektieren und sich der Gegenwart zuzuwenden, sie zu hinterfragen und neue Perspektiven aufzuzeigen. Die Universität Stanford, an der Hans-Ulrich Gumbrecht seit Langem tätig ist, macht damit übrigens ernst: Seit diesem Herbst soll das Programm „Humanities Core“, das frühere Konzepte wie die „Great Works“ oder „Thinking Matters“ ablöst, die Studierenden der Ingenieurwissenschaften mit geisteswissenschaftlichen Fragen und Problemen auf neue Weise in Berührung bringen.⁸ Doch worin genau könnte das Anregungspotential der Geisteswissenschaften in einer technisch geprägten Welt und ihren Universitäten bestehen?

II. Verstehen, erklären oder verstören – welche Möglichkeiten haben die Geisteswissenschaften heute?

Wer über die Geisteswissenschaften sprechen will, der begibt sich in einen schier unübersehbaren Kosmos höchst vielfältiger Fixsterne, Milchstraßen und Planeten,

⁸ Quelle: http://www.deutschlandfunk.de/geisteswissenschaften-in-stanford-im-schatten-der-ingenieure.1773.de.html?dram:article_id=368544, zuletzt gesehen am 11. November 2016.

dessen Vermessung nie ganz gelingen kann. Mit Blick auf mein heutiges Thema und den primär universitären Bezugsrahmen möchte ich es – mit dem unerschütterlichen Mut zur Vereinfachung – gleichwohl wagen, drei Aufgabenfelder und ihre Anschlussmöglichkeiten an andere Wissenschaftsbereiche ins Zentrum zu rücken. Der größtmöglichen Einfachheit halber verknüpfe ich sie mit den Schlagworten: „verstehen“, „erklären“ und „verstören“.

„Verstehen“ wird im Laufe des 19. Jahrhunderts zur zentralen Kategorie für die Geisteswissenschaften, und zwar spätestens seit Wilhelm Diltheys Schrift „Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften“.⁹ *„Es ist die Richtung auf die Selbstbesinnung, es ist der Gang des Verstehens von außen nach innen.“* (S. 92), die laut Dilthey ein ganz wesentliches Element darin bedeutet, die *„Menschheit zu bestimmen und von den Naturwissenschaften abzugrenzen.“* (S. 91) Mit dieser Vorstellung ist eng verbunden das verstehende Aneignen, Erschließen und Vermitteln vergangener Wissensbestände, also die Memoriafunktion, die Kunst der Interpretation und die Vermittlung von Einblicken in unsere eigenen und fremden Traditionen.

„Erklären“ ist vor allem eine Signatur für den Versuch der Sozialwissenschaften, aber spätestens seit Beginn der 1990er Jahre auch der Kulturwissenschaften, die sich von den traditionellen Geisteswissenschaften abwenden und versuchen, sich neu zu positionieren und entsprechendes Terrain im Zwischenfeld der empirischen Wissenschaften zu besetzen. Die empirische Ästhetik, für die 2012 ein Max-Planck-Institut gegründet worden ist, belegt darüber hinaus eine weitere Entwicklung, wie neue Synthesen von Geistes-, Sozial-, Kognitions- und Neurowissenschaften entstehen können. Aber auch die Linguistik mit ihren computer- und korpuslinguistischen Verzweigungen gehört in diese Domäne.

„Provozieren“ oder gar „verstören“ klingt für manchen von Ihnen vielleicht etwas befremdlich, ja irritierend. Man könnte auch davon sprechen, dass hier vor allem das Erarbeiten fundamental neuer Sichtweisen und das Aufbrechen scheinbar selbstverständlicher Konsense, ja das Eröffnen kritischer Reflexionsräume, vielleicht sogar „vorbeugendes Nachdenken“, also Kritik an neueren Entwicklungen und insbesondere intellektuelle Herausforderungen der Zukunft, im Mittelpunkt stehen. Im Fokus

⁹ Hier zitiert nach der Ausgabe im Suhrkamp Verlag von 1974.

muss hier zweifellos das radikale Infragestellen von für selbstverständlich gehaltenen Positionen sein. Ein Beispiel könnte etwa eine Publikation von Thomas Nagel sein: „Geist und Kosmos – Warum die materialistische neodarwinistische Konzeption der Natur so gut wie sicher falsch ist“, die bereits kurz nach Erscheinen als das „meist gehasste Wissenschaftsbuch“ apostrophiert worden ist.¹⁰ Diese kritische, intellektuelle Debatten provozierende Funktion und die damit verbundene Herausforderung zu selbstständigem Denken ist in der Tat – nicht nur in diesem, sehr speziellen Fall – auf der Seite der Natur- und Technikwissenschaften nicht sonderlich willkommen. Dies spiegelt sich etwa in der folgenden Äußerung wider, die mir im Kontext der lange von der VolkswagenStiftung geförderten interdisziplinären „Schlüsselthemen für Wissenschaft und Gesellschaft“ des Öfteren – nicht nur im neurowissenschaftlichen Kontext zu Fragen des freien Willens oder des Erinnerns – begegnet ist: *„Aber Herr Krull, die Dinge werden ja nicht gerade einfacher, wenn Geisteswissenschaftler hinzukommen.“*

Eine kritisch-reflexive Anregungsfunktion können die Geisteswissenschaften für das Leben in einer technisch geprägten Welt – und erst recht an einer Technischen Universität – sehr gut einnehmen. Wissenschaft und Forschung sind geradezu darauf angelegt, offen für das Unerwartete zu sein und überraschende Einsichten aufgreifen zu können, die das bisher Erwartete infrage stellen oder durchbrechen. Sich dabei durch das Unbekannte und Fremde irritieren zu lassen und es für die Erneuerung des Wissens zu nutzen, gehört sicher mit dazu. Dazu gehört jedoch auch ein bewusster und konstruktiver Umgang mit der Vergangenheit, eine Perspektive, die eine rein auf den technischen Fortschritt ausgerichtete Welt – und vielleicht auch Technische Universität – gut vertragen kann.

Mit dem Titel meines Vortrags „Vom Nutzen und Nachteil der Geisteswissenschaften für das Leben in einer technisch geprägten Welt“ spiele ich – wie die meisten von Ihnen sicherlich sofort erkannt haben – auch an auf eine Schrift von Friedrich Nietzsche aus den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“, nämlich „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“. Darin argumentiert Nietzsche gegen ein „überschwemmendes, betäubendes und gewaltsames Historisieren“ (S. 255), ein Reflektieren über

¹⁰ Zu einer Rezension: <http://www.zeit.de/2013/43/sachbuch-philosophie-thomas-nagel-geist-und-kosmos/komplettansicht>, zuletzt gesehen am 16. November 2016.

Geschichte, das sich in sich selbst verliert und somit einer wirklichen Zukunftsorientierung im Wege steht. Auf den ersten Blick scheint dies gut zu den gängigen Vorurteilen und Vorwürfen gegenüber den Geisteswissenschaften zu passen, dass sie sich allzu sehr mit „der Asche der Vergangenheit“ befassten, während es doch vor allem darauf ankomme, „das Feuer der Zukunft“ voranzutragen. Genau das ist aber nicht gemeint, auch bei Nietzsche nicht. Vielmehr geht es ihm darum, deutlich zu machen, dass eine angemessene Auseinandersetzung mit der Historie auch eine „plastische Kraft“, wie sie Nietzsche nennt, haben kann, die darin besteht „Vergangenes und Fremdes umzubilden und einzuverleiben“ (S. 213) und somit für das Leben nutzbar zu machen. Auch dies ist für Nietzsche nämlich eine Funktion der Historie für das Leben. Einerseits darf sie nicht zum in Gelehrsamkeit erstarren, ja verstaubten und lebenshemmenden Selbstzweck werden – das wäre der Nachteil der Historie. Andererseits ist sie aber auch notwendig – und das ist ihr Nutzen –, um ein bewusstes, selbstgestaltetes und auf die Zukunft gerichtetes Leben führen zu können.

Insofern ist es ganz richtig, dass sich die Leibniz Universität auch mit ihrer in vielerlei Hinsicht problematischen Vergangenheit als Technische Hochschule Hannover während der Zeit des Nationalsozialismus befasst. Es ist – im wahrsten Sinne des Wortes ungeheuer – wichtig, dass in der letzten Woche endlich ein Berichtsband über die Aufarbeitung dieses dunklen Kapitels der Vorgängerinstitution vorgelegt werden konnte. Doch es geht nicht allein um die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, sondern ganz allgemein auch darum, einen Überblick über Denktraditionen, Fortschritts- und Irrwege sowie mögliche Optionen – oder auch Korrekturen – für die Zukunft zu gewinnen. Ein allein im Hier und Jetzt gespeistes „Feuer der Erkenntnis“ dürfte sich, da bin ich sicher, nur allzu häufig als ein rasch verglühendes Strohfeuer erweisen. Einem ebenso erinnerungs- wie hemmungslosen Fortschrittsglauben können wir jedoch nur erfolgreich entgegenwirken, wenn wir bereit sind, immer wieder neue Sichtachsen zu schaffen sowie über Zeiten und Grenzen hinweg zu lernen und zwar in der bereits eingangs geäußerten Überzeugung, dass gerade das Vergangene im Gegenwärtigen präsent sein muss, wenn wir auf verantwortliche Weise die Zukunft gestalten wollen.

Neben ihrer geradezu klassischen Funktion der Memoria, des kulturellen Gedächtnisses, nämlich unser kulturelles Erbe zu erschließen, zu bewahren und immer wie-

der neu zu vermitteln, sehe ich die vielleicht wichtigste Funktion der Geisteswissenschaften darin, durch vorbeugendes Nachdenken dazu beizutragen, unser Reflexionspotential zu erhöhen und damit letztlich auch unsere Handlungsoptionen für die Zukunft klarer herauszuarbeiten. Gerade in einer Zeit großer Verunsicherung ist vorbeugendes Nachdenken mehr denn je eine unverzichtbare Aufgabe der Geisteswissenschaften. Hierin steckt ihr Innovationspotential, auch für das akademische Leben an einer Technischen Universität. Und dies kann – nietzscheanisch gesprochen – ihre „plastische Kraft“ für das Leben sein.

„*Vergangenes und Fremdes umzubilden und einzuverleiben*“ – so habe ich Nietzsche eben zitiert. Bezeichnender Weise besteht eben diese „plastische Kraft“ nicht nur in einem angemessenen Umgang mit der Historie, der *Vergangenheit*, sondern auch in einem passenden Umgang mit dem *Fremden*. Diversität und Pluralismus sind für eine Universität – und eine technisch geprägte Gesellschaft – mindestens ebenso wichtig wie eine angemessene Reflexion der eigenen Vergangenheit. Das Leben an einer Universität sollte, um zu echtem Fortschritt und zu wirklichen Innovationen gelangen zu können, von einem Miteinander verschiedener Denkstile, Erkenntnistraditionen, Problem- und Theoriehorizonten sowie daraus abgeleiteten Forschungsmethoden geprägt sein. „*Wie anders sollte neues Wissen in die Welt kommen?*“, so die rhetorische Frage von DFG-Präsident Peter Strohschneider – Sie werden ihn heute Nachmittag noch hören – anlässlich der zurückliegenden Jahresversammlung der Deutschen Forschungsgemeinschaft, und er betont, dass es dafür auch gesellschaftlicher Voraussetzungen bedarf: „*Nur eine Gesellschaft, die bereit ist, sich durch das Andere, Unbekannte, ja Fremde irritieren zu lassen, kann und darf von Wissenschaft und Forschung die stete Erneuerung ihres Wissens erwarten – also: Innovationen.*“¹¹

Eingedenk der damit aufgezeigten Möglichkeiten und Grenzen geistes- und sozialwissenschaftlicher Erkenntnisarbeit kommt es immer wieder darauf an, das Fremde und das Vergangene für Gegenwart und Zukunft lebendig werden zu lassen und die Deutungskompetenz der Geisteswissenschaften für die Klärung wichtiger Schlüsselfragen zu nutzen. Solche – zumeist nur inter- oder transdisziplinär zu behandelnden – Fragen stellen freilich besonders hohe Anforderungen an alle Beteiligten. Ihre Beantwortung ist in der Regel schwer planbar, sie kann meist nicht mit konkreten Zeit-

¹¹ Quelle: Forschung, 3/2016, DFG, Beilage, S. II-VII.

angaben und Ressourcenanforderungen unterlegt werden und bereitet somit den sie tragenden Institutionen wie auch möglichen Forschungsförderern großes Kopfzerbrechen. Dennoch ist es immer wieder notwendig, sich genau auf diese Randbedingungen einzulassen, damit grundlegend neues Wissen uns bereichern kann. Dafür gilt es, auch institutionell auf möglichst phantasievolle Weise die entsprechenden Freiräume zu schaffen, damit die Kreativitätspotenziale sich voll entfalten können. In diesem Kontext – wie auch sonst im Leben! – kommt es dabei auf die richtige Mischung an. Ist etwa eine Forschungseinrichtung zu klein und fachlich zu homogen angelegt, fehlt es an fremddisziplinärem Anregungspotenzial. Wird auf der anderen Seite die Universität zu groß und zu heterogen, ergibt sich kaum noch die Gelegenheit zum persönlichen Austausch. Fachliche Enge schlägt so häufig in Monotonie um; allzu große Breite transformiert ein erwünschtes Maß an Diversität in unproduktive Heterogenität. In beiden Extremfällen erlahmt schließlich die intellektuelle Kreativität und damit auch das Hervorbringen von grundlegend neuem Wissen.

Dabei gilt es auch, neue Denk- und Interaktionsräume, etwa im Sinne eines gemeinsamen künstlerisch-wissenschaftlichen Erkundens, zu erschließen und zugleich von einem offeneren Forschungsbegriff auszugehen, der sich beispielsweise sowohl durch ein begrifflich organisiertes, wissenschaftliches Vorgehen wie auch durch ein sinnlich organisiertes, künstlerisch-reflektiertes Erkennen manifestiert. Neue Kommunikations- und Kooperationsformen entstehen dabei vor allem an der Schnittstelle von Erkenntnisprozessen durch und in der Kunst einerseits sowie wissenschaftlicher Forschung andererseits. Dabei erscheint es mir ganz wesentlich, die jeweilige Eigenständigkeit von Wissenschaft und Kunst zu beachten. Wissenschaft darf nicht zum bloßen Zulieferer von Themen und Fakten für die Kunst verkommen, die Kunst aber auch nicht zum bloßen Instrument der Illustration von wissenschaftlichen Erkenntnissen. Vielmehr muss es darum gehen, in der Begegnung von Wissenschaft und Kunst neue, explorative Reflexionsräume entstehen zu lassen, die für beide Domänen bedeutsame Entwicklungsperspektiven versprechen. Die Übergänge zwischen Wissenschaft und Kunst oszillieren dabei häufig zwischen den „performativen Sätzen“ der Kunst und den eher „deskriptiven oder interpretatorischen Sätzen“ der Wissenschaft. Aber auch in der Wissenschaft gibt es Bereiche, die mit den kreativen Prozessen in der Kunst und eher spekulativem Denken viel gemeinsam haben. Ein Ansatzpunkt für beide Bereiche kann sein, sich von den jeweiligen Untersuchungsgegenständen

leiten zu lassen, also gerade nicht von den Methoden und Regeln der Institutionen und Disziplinen, die ansonsten den jeweiligen Alltag prägen. Offenheit für das Außergewöhnliche ist hier auf allen Seiten geradezu eine Erfolgsvoraussetzung.

Wie der Kunsthistoriker Horst Bredekamp gezeigt hat, sind bereits die ersten Schritte hin zu neuen Erkenntnissen keineswegs nur in der Sphäre des abstrakt-logischen Denkens zu verorten, sondern häufig von Versuchen begleitet, einen revolutionären Gedanken zunächst in Form einer Zeichnung – und sei sie auch noch so skizzenhaft – zu versinnbildlichen. Am Beispiel so überragender Denker wie Galilei, Hobbes, Leibniz und Darwin demonstriert er, dass ihre bahnbrechend-neuen Erkenntnisse genauso aus der zeichnerischen Vergegenwärtigung des neu Gedachten wie aus der theoretischen Analyse und begrifflichen Definition entwickelt wurden. Erst indem Auge und Hand mitdenken, gewinnt so die neue Erkenntnis jene Klarheit und Präzision, ohne die kein wissenschaftlicher Durchbruch, keine wirklich neue Erkenntnis möglich ist. Dies gilt selbst für einen zeichnerisch eher unbegabten Forscher wie Charles Darwin, vor allem, als er seinerzeit im Begriff war, sich zugunsten eines korallenartigen Evolutionsmodells von der bis dahin verwendeten Baummetapher zu verabschieden. Ich zitiere Bredekamp: *„Die beiden Skizzen wirken künstlerisch wertlos, und Darwin hat zeit seines Lebens bedauert, dass er im Gegensatz zu vielen seiner Mitstreiter wie etwa Hooker kein zeichnerisches Talent besaß. Dass er seinen epochalen Einschnitt dennoch visualisiert hat, beeindruckt umso mehr. Die Zeichnungen bezeugen, dass Darwins vielleicht riskanteste Idee im gleichsam tastenden Wechselspiel zwischen Notizen und Skizzen entstand, die trotz ihrer ungekünstelten Gestalt eine bezwingende Evidenz besaßen.“*¹²

III. Geisteswissenschaftliche Bildung in einer globalisierten und digitalisierten Welt

In einer sich immer rascher verändernden, vor allem von Digitalisierung und Globalisierung geprägten Welt gewinnt die Frage, was Bildung ist und welcher Stellenwert ihr in unseren Hochschulen zukommt, radikal an Bedeutung. Versuche, sich an administrativ festgelegten Standards und zertifizierten Zugangsberechtigungen zu orientieren, erweisen sich gemeinhin schnell als unzureichend. Ein bloßer Rückgriff auf

¹² Horst Bredekamp, Darwins Korallen. Die frühen Evolutionsdiagramme und die Tradition der Naturgeschichte. Berlin 2005, S. 18.

das klassische Bildungsideal, das für Wilhelm von Humboldt noch in der „harmonischen Ausbildung aller Fähigkeiten“ lag, verbietet sich in einer Zeit wachsender Spezialisierung nahezu aller Wissenschaftszweige und rasch voranschreitender Ausdifferenzierung der verschiedenen Teilsysteme unserer Gesellschaft ebenfalls. Zwar erscheint der Wunsch nach „Bildung ohne Verfallsdatum“ (Christoph Oelkers), also nach ein Leben lang wirksamen Wissensbeständen, überaus verständlich. Zugleich wird jedoch immer offensichtlicher, wie wenig unser komplexer werdendes Wissenschaftssystem in der Lage ist, ein in sich geschlossenes Set von Anforderungen und Qualifikationen zu benennen, das auch für die nächsten Jahrzehnte Bestand haben könnte. Im Gegenteil, wir müssen sogar davon ausgehen, dass Hochschullehrerinnen und -lehrer gar nicht wissen können, auf welche zukünftigen Fragen und Probleme hin sie ihre Studierenden ausbilden und vorbereiten werden.

In einem Umfeld, in dem große Datenmengen ortsunabhängig verfügbar und in ganz neuer Weise analysier- und systematisierbar werden, Forschungsprozesse sich neu formieren und Forschungsergebnisse transparenter sowie neue Formen der Zusammenarbeit über Länder- und Disziplinengrenzen hinweg möglich werden, erscheint es für jede Universität unumgänglich, ein eigenes Forschungs- und Lehrprofil zu entwickeln und sich zugleich mit der Frage auseinanderzusetzen, zu welchem Zweck und mit welchem Ziel sie auf der jeweiligen Qualifikationsstufe ihre Studierenden ausbilden will. Nach der gemeinhin nur formal vollzogenen Umstellung der Studiengänge auf die Bachelor-/Master-/PhD-Struktur stehen für die zweite Phase des Bologna-Prozesses eine grundlegende Curriculum-Reform und ein neues Ausbalancieren von Spezialisierung und Überblickskompetenz an. Dabei gilt es, dem schwierigen Anspruch gerecht zu werden, hochspezialisierte, international führende Forschung zu ermöglichen und zugleich die Studierenden mit dem notwendigen Überblickswissen sowie einer historisch und interkulturell fundierten Handlungskompetenz zu versehen, um die Welt von morgen phantasievoll und nachhaltig mitgestalten zu können.

Um dieses Ziel zu erreichen, erscheint es insbesondere für die Geistes- und Sozialwissenschaften unumgänglich, sowohl die Anforderungen an Curricula für die künftigen Führungskräfte in Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft als auch die Erfolgsvoraussetzungen für das Erzielen herausragender Forschungsergebnisse genauer zu analysieren, in ihren Konsequenzen zu durchdenken und die entsprechenden Inhalte, Strukturen und Prozesse neu zu konfigurieren. Insbesondere bei der

Definition künftiger Ausbildungserfordernisse sind uns dabei amerikanische Spitzenuniversitäten und Vordenker-Institutionen bereits vorausgeeilt, und zwar sowohl auf dem Feld der Anforderungen an die Studienanfänger und Bachelor-Absolventen als auch auf dem der strukturierten Doktorandenausbildung, das ich freilich nur kurz streifen kann.

Mit einem umfangreichen Essay-Band und weiteren Veröffentlichungen hat die Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching seit 2006 eindringlich darauf aufmerksam gemacht, dass unter den Bedingungen der Digitalisierung des Wissens und der damit verbundenen Beschleunigungsprozesse in nahezu allen Bereichen des Lebens auch eine Revision herkömmlicher Muster der Doktorandentätigkeit unerlässlich ist. George E. Walker, der Direktor der Carnegie-Initiative, hat die Lage wie folgt schonungslos beschrieben: *„When half of today’s doctoral students drop out and many who do persist find that they are ill-prepared for the work they choose, it’s time that all doctoral programmes face fundamental questions about purpose, vision and quality.“* Es gilt laut Carnegie Foundation vor allem, eine neue Balance zwischen der für den jeweiligen Erkenntnisfortschritt notwendigen Spezialisierung und der für künftige Führungsaufgaben ebenso wichtigen Überblicks- und Urteilskompetenz – gepaart mit ausgeprägten kommunikativen Fähigkeiten – zu finden. In dem Konzept der Stewardship – also dem Erwerb von Überblickskompetenz, Forschungsfähigkeiten und Führungsqualitäten – hat die Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching versucht, die vielfältigen Anforderungen zu bündeln: Ein „Steward of the Discipline“ muss zugleich ein hervorragendes Überblickswissen über die Entwicklung und die neuen Tendenzen in seiner jeweiligen Disziplin haben sowie auch in der Lage sein, kreativ neues Wissen zu generieren. *„The doctorate should signal a high level of accomplishment in three facets of the discipline: generation, conservation, and transformation. A Ph.D. holder should be capable of generating new knowledge and defending knowledge claims against challenges and criticism, conserving the most important ideas and findings that are a legacy of past and current work, and transforming knowledge that has been generated and conserved by explaining and connecting it to ideas from other fields. All of this implies the ability to teach well to a variety of audiences, including those outside former classrooms.“*¹³

¹³ Chris M. Golde: Preparing Stewards of the Discipline. In: Envisioning the Future of Doctoral Education. Hrsg.: Chris M. Golde, George E. Walker, and associates. San Francisco, 2006. S. 10.

Wenn wir Bildung als einen Prozess begreifen, in dem jeder Einzelne prinzipiell die Chance bekommt, sich selbst zu entdecken und im jeweiligen historischen Kontext zu verorten, sein je eigenes Potenzial zu entfalten und damit auch die jeweiligen Möglichkeiten in der Welt zu erschließen, dann ist zugleich klar, dass die Verbindung der verschiedenen, gleichermaßen Fach- wie Führungskompetenzen vermittelnden Ausbildungsgänge mit einer umfassenden Kultur der Kreativität die große Aufgabe der Zukunft sein wird. Für deren Ausgestaltung liegen bislang erst wenige, eher bruchstückhafte, oft nur einzelne Aspekte beleuchtende Untersuchungen und Überlegungen vor. Der folgende Versuch einer Systematisierung von Erfolgsvoraussetzungen kann daher nur vorläufigen Charakter haben. Er erscheint mir jedoch geboten, um die Debatte über die kreative Universität der Zukunft voranzubringen. Damit eine inspirierende Atmosphäre – gerade auch für Studierende und den wissenschaftlichen Nachwuchs – geschaffen werden kann, sollten folgende sieben Bedingungen erfüllt sein:

- Kompetenz und die Freiheit, diese stetig weiter zu entwickeln;
- Mut, nicht nur der jeweiligen Forscherpersönlichkeit, sondern auch der Hochschulleitung, für die getroffenen Entscheidungen geradestehen;
- Originalität und Innovationsbereitschaft gepaart mit einem hohen Maß an Geduld und Fehlertoleranz;
- Kommunikationsfähigkeit im Sinne umfassender, auch das genaue Hinhören einschließender Interaktivität;
- Vielfalt als Resultat einer behutsam aufgebauten Diversität, ohne in allzu große Heterogenität zu verfallen (wie in vielen Massenuniversitäten);
- Ausdauer und Entschlossenheit, das gesteckte Ziel zumindest auf lange Sicht auch zu erreichen;
- Offenheit für den glücklichen Einfall (Serendipity), der zwar durch ein intellektuell herausforderndes Umfeld begünstigt wird, sich planerischen Absichten aber weitgehend entzieht.

Hochschulabsolventinnen und -absolventen müssen heute sowohl über solide Fachkenntnisse als auch über das nötige Überblickswissen verfügen, um die Welt von morgen phantasievoll und nachhaltig mitgestalten zu können. Dieser doppelte Anspruch stellt hohe Anforderungen nicht nur an die Studierenden, sondern auch an die Universitäten, die – nicht zuletzt angesichts des sich verschärfenden weltweiten

Wettbewerbs um die größten Talente – neue Curricula entwickeln müssen, die eine zeitgemäße, den komplexen und bisweilen komplizierten Erfordernissen des 21. Jahrhunderts gerecht werdende universitäre Bildung ermöglichen.

IV. Wie und wo kann sich die integrative Kraft der Geistes- und Sozialwissenschaften entfalten?

In den Universitäten stehen nach wie vor einzelwissenschaftliche Referenzsysteme mit Blick auf Qualitätssicherung, Zertifizierung durch Verleihung akademischer Grade, Reputation, Stabilität des Umfeldes und nicht zuletzt Karriereaussichten im Vordergrund. Sie bilden gewissermaßen die Organisationsformen des Wissens in unseren Hochschulen. Wenn überhaupt, dann wird in dem Versuch, eine neue Balance – zwischen der notwendigen fachwissenschaftlichen Profilierung des einzelnen einerseits sowie der ebenso notwendigen Bündelung von Forschungs- und Lehrkapazität andererseits – herzustellen, zumeist nur eine weitgehend berührungsfreie, zusätzliche Interdisziplinarität praktiziert. Die Anstrengung, ein gemeinsames methodisches Vorgehen zu vereinbaren, gar gemeinsame Publikationen hervorzubringen, wird unter Kosten-Nutzenerwägungen zumeist gar nicht erst unternommen. Sie gilt sogar häufig als ausgesprochen karriereschädlich.

Im Zeitalter einer an den führenden Fachzeitschriften des jeweiligen Gebiets orientierten Vermessung der Wissenschaft mag diese fachspezifische Antrags- und Publikationsstrategie gerade für den wissenschaftlichen Nachwuchs auch eine durchaus verständliche Haltung sein, zumal die Zeitzyklen der Forschungsförderung mit ihren immer noch vorherrschenden zwei- bis dreijährigen Förderzeiträumen eine enge Fokussierung geradezu befördern. Hier gilt es jedoch, der Falle der Kurzatmigkeit zu entkommen, gegenzusteuern und mittel- bis langfristige Perspektiven zu eröffnen, um damit zugleich bei den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern den Mut zur Risikobereitschaft und zum Überschreiten disziplinärer Grenzen zu fördern. Wenn die Geisteswissenschaften ihren Beitrag zur Beantwortung der „großen Fragen“ leisten und nach außen hin sichtbar machen, stellen sie damit zugleich ihre hohe wissenschaftliche Qualität und gesellschaftliche Bedeutung unter Beweis. Dabei möchte ich insgesamt fünf Stufen der Integration unterschiedlicher Methoden und Fachdisziplinen unterscheiden:

- Die bloße Agglomeration von Methoden und Fragestellungen aus verschiedenen Disziplinen ist die häufigste Form der Bündelung unterschiedlicher Perspektiven bei der Betrachtung ein und desselben Gegenstandes; sie führt nur selten dazu, dass übergreifend neue Sichtachsen entstehen. Multidisziplinäre, zumeist auch additional interdisziplinäre Vorgehensweisen sind in weiten Teilen der Wissenschaft heute die Regel; denn sie ermöglichen es den Forscherinnen und Forschern, in ihren jeweiligen disziplinären Journalen zu publizieren, eine allein schon unter karrieretechnischen Aspekten wichtige Voraussetzung dafür, Kolleginnen und Kollegen für eine entsprechende Projektkonstellation gewinnen zu können.
- Fachkenntnisse anderer Expertinnen und Experten, z. B. die Integration sinologischer Kompetenz in gesellschaftswissenschaftliche Forschungsvorhaben, nutzen, um zu genaueren Analysen zu gelangen; dies ist im Zeitalter der Globalisierung eine Grundvoraussetzung in vielen Geistes- und Sozialwissenschaften, um überhaupt international vergleichend urteilsfähig zu werden.
- Entwicklung unterschiedlicher Methoden- oder Fachkompetenzen in ein und derselben Person; dies ist die wohl aufwendigste und mit Blick auf ihre Tragweite zugleich auch stets beschränkte Form der Entwicklung von Urteilsfähigkeit. Sie kann jedoch im Einzelfall zu überragenden Publikationsergebnissen führen, wenn die Kunst der Selbstbeschränkung beherrscht wird.
- Inter- und transdisziplinäre Aggregation von Kompetenz in einer Forschergruppe, die ein komplexes Vorhaben gemeinsam erkunden möchte und dabei sowohl thematisch als auch methodisch und organisatorisch eine Integration der verschiedenen Aspekte zu realisieren versucht.
- Die problemgetriebene Bündelung von Kompetenzen. In den auf diese Weise verfolgten Projekten zeigt sich gewissermaßen wie in einem Brennglas eine Fülle von Spannungsfeldern, die nur schwer aufzulösen sind. Dazu gehören u. a. die Heterogenität der zu untersuchenden Phänomene bei gleichzeitig hohem methodischen Kohärenzanspruch des Projektverbundes, die Spannung zwischen geradezu mikroskopi-

scher Detailversessenheit einerseits und universalistischem Erkenntnisanspruch auf globale Welterklärung andererseits sowie nicht zuletzt die Tendenz zu disziplinärer Selbstgenügsamkeit in den einzelnen Teilprojekten und großer Neigung zu epistemischer Unbescheidenheit, wenn es um die Formulierung der übergeordneten Erkenntnisziele geht.

Die integrative Kraft der Geistes- und Sozialwissenschaften erwächst häufig erst aus der intensiven Beschäftigung mit einem komplexen Problem, einem Forschungsfeld, das nur inter- oder gar transdisziplinär bearbeitet werden kann. Zugespitzt formuliert: Erst die Sogwirkung des komplexen Gegenstandsbereichs schafft die Voraussetzungen dafür, dass die Geistes- und Sozialwissenschaften ihre integrative Kraft voll entfalten können.

Das integrative Potential der Geisteswissenschaften betonte auch Homi Bhabha in einer Rede anlässlich der Amtseinführung der UNESCO Generaldirektorin Irina Bokova: *„How can the humanism take root if the very soil of humanistic thought is left to wither? What is tragically neglected in this era of Big Data is the remarkable integrative capabilities of the humanities. The integrative capability of the humanities has given rise to a number of hybrid and hyphenated disciplines. Prominent amongst them are the digital humanities; the medical humanities; legal humanities; ecological humanities; humanities and human rights; ‘imaging’ in the sciences and arts – to name but a few. Notice how such interdisciplinary formations display the extension of the humanities into areas of public policy, social action, ecological sustainability, and social ethics. Notice, too, how the ‘integrative’ impulse of the humanities is structured along the lines of inclusion and diversity, so that ‘public reason’ is accessible across social divisions, cultural differences, and geopolitical disjunctions. From this perspective, it becomes clear that the integrative humanities are preeminent in providing operational knowledge and ethical goods that contribute to the building of an international or global civil society.“*¹⁴

¹⁴ Homi K. Bhabha: Speech at Inauguration of UNESCO Director-General Irina Bokova, Paris, November 18, 2013.

V. V. Auf dem Weg zu einer angemessenen Würdigung geisteswissenschaftlicher Qualität

Der Nobelpreisträger Eric Kandel hat sich in seinem 2012 auf Deutsch erschienen Buch „Das Zeitalter der Erkenntnis: Die Erforschung des Unbewussten in Kunst, Geist und Gehirn von der Wiener Moderne bis heute“ mit der Frage befasst, was das Wien der vorletzten Jahrhundertwende zu einem „Kreissaal moderner wissenschaftlicher Ideen“, zu einer „Brutstätte künstlerischer Kreativität“ machte. Für Kandel ist es vor allem die intellektuelle Symbiose von herausragenden Künstlern, Wissenschaftlern und Musikern, die die damalige „Kulturhauptstadt Europas“ so erfolgreich machte.¹⁵ Wie damit schlaglichtartig noch einmal deutlich wird, bedürfen neue Ideen eines kommunikativ verdichteten Nährbodens, um sich entfalten zu können. Innovations- und Risikobereitschaft gepaart mit dem Mut, unbekanntes Terrain zu erkunden, dem Vertrauen in die jeweiligen Kräfte und Kompetenzen sowie großer Hartnäckigkeit im Verfolgen der einmal gesetzten Erkenntnisziele bilden die wichtigsten Erfolgsvoraussetzungen für das Erreichen von wissenschaftlichem Neuland.

Offenheit für den fachübergreifenden Dialog, entschlossenes Einbringen der eigenen Expertise in transdisziplinäre Arbeitskontexte, vor allem aber die Fähigkeit zum genauen Hinsehen, intensiven Wahrnehmen und detaillierten Analysieren des jeweiligen Gegenstands gepaart mit einer ausgeprägten Weltläufigkeit, Imaginationskraft und Zukunftsorientierung, gehören zu den individuellen Erfolgsvoraussetzungen kreativer Forscherpersönlichkeiten. Letztere werden wir in noch weitaus höherem Maße benötigen, um die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts zu bestehen. Ihnen müssen sich sowohl die kreativsten Forscherinnen und Forscher als auch die führenden Köpfe in Politik, Wirtschaft und anderen Bereichen der Gesellschaft stellen, wollen wir den nachfolgenden Generationen nicht einen Scherbenhaufen unbewältigter Probleme, zertrümmerter Hoffnungen und uneingelöster Versprechen hinterlassen. Dabei gilt es zum einen, den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern den nötigen Freiraum zu verschaffen, um mit großem Weitblick an die Fragestellungen herangehen zu können, zum anderen gilt es jedoch auch aufseiten der Forscherinnen und Forscher, den Mut zu unabhängigem Denken und ein hohes Maß an Immunität gegen die Versuchungen jeglicher Gesinnungsethik aufzubringen.

¹⁵ Eric Kandel. Das Zeitalter der Erkenntnis: Die Erforschung des Unbewussten in Kunst, Geist und Gehirn von der Wiener Moderne bis heute. München 2012. S. 26.

Für die Geisteswissenschaften kommt es in der Universität der Zukunft entscheidend darauf an, dass sie ihre genuinen Fragestellungen und ihre integrativen Fähigkeiten für die Beantwortung der „großen Fragen“ aktivieren. Klimawandel, Energie, nachhaltige Landwirtschaft und Ernährung, Transport und öffentliche Gesundheit – dies alles sind Bereiche, denen soziale und kulturelle Dimensionen sowie Aspekte menschlichen Verhaltens zugrundeliegen. Kurzum, sie haben mit dem Menschen zu tun, dem klassischen Gegenstand der *Studia humanitatis*, der Geisteswissenschaften. Die Funktionalisierung der Geisteswissenschaften jedoch als Akzeptanz oder Legitimation verschaffende Kompetenzbereiche für groß angelegte politische Programme zur Lösung dieser Herausforderungen, wie sie etwa die „Horizon 2020“ Pläne auf EU-Ebene vorsehen, sind kein zukunftssträchtiger Weg. Die Geisteswissenschaften auf diese Funktion zu reduzieren impliziert eine gewaltige Unterschätzung ihrer eigentlichen Bedeutung und führt letztlich dazu, die Leistungsfähigkeit des Wissenschaftssystems insgesamt massiv zu beschränken, ja ihm seine Innovationskraft zu nehmen. Ich selbst habe dies in einem Statement für die Konferenz „Horizons for Social Sciences and Humanities“ Ende September 2013 in Vilnius wie folgt zusammengefasst: *„If we want to meet the enormous societal challenges ahead of us, it will be indispensable to make use of the integrative capacity of the Social Sciences and Humanities in a much more effective and inclusive manner than we have done so far. It is essential for the respective disciplines not to fall into the trap of becoming a ‘service industry’ for problem-solving in science and engineering, but to autonomously develop their own, genuine research questions which can prominently contribute to the resolution of societal problems in subsequent partnerships.“*

Damit die Geisteswissenschaften ihre genuinen Forschungsbereiche und Forschungsleistungen angemessen zur Geltung bringen können, ist es von zentraler Bedeutung, dass sie auch mit den richtigen Kriterien gemessen werden. Es genügt nicht, allein auf die Drittmittelquoten zu schauen. Offenkundig spielen die Natur-, Lebens- und Ingenieurwissenschaften hier quantitativ in einer ganz anderen Liga; denn sie benötigen für ihre Arbeit nicht nur teure Geräte, kostspielige Verbrauchsmaterialien, sondern auch die Unterstützung von technischem Personal. Außerdem zahlen sie ihren wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zumeist schon im Doktorandenstadium volle Gehälter. Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissen-

schaftler brauchen dagegen zum Forschen in erster Linie Zeit, eine gute Bibliothek und ggfs. auch Geld für Archivreisen oder Feldforschung. Für sie ist die durch die Finanzierung ihrer Stelle oder einer Stellvertretung gewonnene Zeit zum Forschen so kostbar wie für ihre Kolleginnen und Kollegen aus den Naturwissenschaften eine teure Laborausstattung. Für den Drittmittelgeber ist diese Form der Forschung wesentlich preisgünstiger und taucht so auch in der Drittmittelstatistik im Durchschnitt etwa mit einem Zehntel des Betrages auf, der in den Ingenieurwissenschaften und der Medizin üblich ist. Wenn Hochschulleitungen allein auf die Höhe der Bewilligungssummen von Drittmittelprojekten schauen, vergleichen sie daher Äpfel mit Birnen. Außerdem unterliegen sie der Gefahr, bloße Aktivitätsmaße schon für Leistungsnachweise zu halten.

Damit möchte ich nicht pauschal gegen die Verwendung von quantitativen Leistungsindikatoren argumentieren. Selbstverständlich kann es auch in den Geisteswissenschaften sinnvoll sein, die üblichen Publikations- und Drittmittelindikatoren als Vergleichsgrößen zu nutzen. Sie sollten jedoch eingebettet sein in ein klar strukturiertes Benchmarking-Konzept, mittels dessen vergleichbare Institutionen national wie international gemeinsam bewertet werden können. Die Geisteswissenschaften brauchen sich nicht zu verstecken, sondern sollten vielmehr Wege finden, ihre intellektuelle Qualität und ihre integrative Kraft – oder ihre „plastische Kraft“, um nochmal auf Nietzsche zurückzukommen – auch sichtbar und deutlich zu machen. Dem allgegenwärtigen Wunsch nach Qualitätsbewertung und -messung sollten die Geisteswissenschaften weder mit einer für sie ungeeigneten Anpassung an die Gepflogenheiten anderer Fächer – insbesondere der Natur-, Ingenieur- und Lebenswissenschaften – noch mit einer vergeblichen Abwehrschlacht begegnen, sondern mit einer engagierten, interdisziplinären und im internationalen Dialog geführten Debatte über geeignete Verfahren der transparenten Qualitätsbewertung in den Geisteswissenschaften, die quantitative Indikatoren zu nutzen verstehen und sie zugleich mit qualitativen Evaluationsmethoden verknüpfen.

Bei der qualitativen Bewertung der intellektuellen Qualität der Geisteswissenschaften sollten meines Erachtens die folgenden sieben Punkte Berücksichtigung finden. Sie sind das Ergebnis der Beratungen im Rahmen eines kleinen Workshops mit interna-

tionalen Gästen, der am 10. und 11. September 2014 in Schloss Herrenhausen stattgefunden hat.¹⁶

1. Wissenschaftliche Solidität: Dazu gehören Klarheit des Ausdrucks, Konsistenz und Genauigkeit der Argumentation, Vertrautheit im Umgang mit den relevanten Quellen, Treue zu diesen Quellen, Angemessenheit der Evidenz, die die These unterstützen soll, Fairness bei der Würdigung bereits existierender Ansätze, Beherrschung der Methoden und ggf. auch der notwendigen fremden Sprachen sowie die Kohärenz des Gesamtprojekts.
2. Intellektuelle Bedeutung: Kann der Forschende deutlich machen, ggf. auch fachfremden Personen, warum seine Fragestellung bedeutsam ist?
3. Kritische Haltung: Eine echte kritische Haltung ist mehr als die Kritik an den Fehlern anderer. Eine kritische Haltung kann man auch einnehmen gegenüber Interpretationen, Methoden oder Quellen, vorherrschenden Meinungen, etablierten Argumentationen sowie gegenüber den ein Forschungsfeld dominierenden Themen. Im Erfolgsfall zeigt die Kritik bisher bestehende Limitationen oder Begrenzungen auf und eröffnet ganz neue Sichtachsen und Perspektiven.
4. Perspektivische Geschmeidigkeit: Geisteswissenschaftliche Erkenntnis wurzelt in der perspektivischen Abhängigkeit von einer bestimmten Zeit, einem Ort, einer Sprache, einer Geschichte oder auch einer Identität. Perspektivische Geschmeidigkeit bedeutet, dies bewusst zu machen, aufzuzeigen und die Anschlussfähigkeit zu möglichen anderen Perspektiven herauszuarbeiten. Es kann nicht darum gehen, eine vermeintlich objektive oder perspektivneutrale Sicht einzunehmen, sondern es geht um das Mitdenken von und die Zugänge zu mehreren Perspektiven.
5. Originalität: Vielleicht ist Originalität nicht das zentrale Kriterium für geisteswissenschaftliche Qualität – zumindest wenn man berücksichtigt, dass in anderen Denktraditionen gerade die Kontinuität und Anschlussfähigkeit an das Überlieferte so hoch geschätzt wird. Originalität kann jedoch die Erkenntnis einen entscheidenden Schritt weiterführen: das Aufdecken neuer und bedeutender Informationen, das Auswerten neuer Quellen, die Synthese aus älteren Quellen zu einer neuen Perspektive, ein neuer Forschungsansatz, die Ent-

¹⁶ Quelle: <https://www.volkswagenstiftung.de/aktuelles-presse/publikationen/publdet/news/detail/artikel/what-is-intellectual-quality-in-the-humanities-some-guidelines/marginal/4504.html>, zuletzt gesehen am 18. November 2016.

wicklung einer neuen Methode, eine Antwort auf eine alte, noch offene Frage oder das Aufwerfen einer völlig neuen Frage. Nicht das jeweils „Neue“ ist hier das Entscheidende, sondern das die Erkenntnis jeweils Weiterbringende oder „Erhellende“.

6. Persönliche Note: Dieses Kriterium ist nur für die Geisteswissenschaften typisch, nämlich die Persönlichkeit des Forschenden, die sichtbar wird in der Wahl des Problems, des Zugangs, des Schreibstils, der Argumentationsweise, der Erzählform oder den zugrundeliegenden Annahmen und Intuitionen. Kognitive und ästhetische Gründe sprechen dafür, dieses Kriterium mit zu berücksichtigen: Es unterstreicht die Einzigartigkeit und Individualität des jeweiligen Erkenntniswegs und verschafft dem Autor sowie den Lesern intellektuellen Genuss.
7. Relevanz: Hier ist nicht praktische Anwendbarkeit oder die Überführung von Forschung in kommerzielle Produkte gemeint, sondern ein tieferes Verständnis von menschlicher Erfahrung, oft – aber nicht exklusiv – in Bezug auf eine bestimmte Gemeinschaft, der der Forschende sich gegenüber verantwortlich fühlt. Neues Wissen und neue Perspektiven für gesellschaftliche Debatten, die über die etablierten politischen und gesellschaftlichen Diskurse hinausreichen können. Dabei sollte das Relevanzkriterium in den Geisteswissenschaften nicht nur für das gelten, was Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unter sich debattieren und wertschätzen, sondern auch für die Gesellschaft insgesamt von Bedeutung sein. Darin können die Geisteswissenschaften von Verlagen, Museen, Medien und Künstlern unterstützt werden.

Wenn es gelingt, der intellektuellen Qualität der Geisteswissenschaften zu mehr Sichtbarkeit zu verhelfen, können sich die Geisteswissenschaften auch gegen die sich allenthalben immer mehr behauptenden Ökonomisierungstendenzen durchsetzen. Wie real diese Gefahr der nahezu ausschließlichen ökonomischen Funktionalisierung der Geisteswissenschaften nicht nur in Europa, sondern auch in den USA bereits ist, hat Martha Nussbaum in ihrem Buch „Not for Profit. Why Democracy Needs the Humanities“ (Princeton und Oxford 2010) an zahlreichen Beispielen verdeutlicht. Parallel zur globalen Finanzmarkt- und Wirtschaftskrise sieht sie eine „lautlose Krise“ am Werk, die wichtige Grundlagen universitärer Bildungsarbeit zerstören könnte: *„Getrieben vom Gewinnstreben der eigenen Volkswirtschaft vernachlässigen*

Gesellschaften und ihre Bildungssysteme genau die Fähigkeiten, die benötigt werden, um Demokratien lebendig zu erhalten. Wenn sich dieser Trend fortsetzt, werden die Nationen überall auf der Welt bald Generationen von nützlichen Maschinen produzieren statt allseits entwickelter Bürger, die selbstständig denken, Kritik an Traditionen üben und den Stellenwert der Leiden und Leistungen anderer Menschen begreifen können. Die Zukunft der Demokratie steht weltweit auf der Kippe.“ (S. 89 f.)

Angesichts der Ereignisse in der Türkei oder auch rund um die Präsidentschaftswahlen in Amerika – aber leider auch zunehmend mehr im Umfeld national- und regionalpopulistischer Strömungen in Europa – ist es wichtiger denn je, sich auf diese Funktion der Geisteswissenschaften zu besinnen und ihr mehr Geltung, Einfluss und transformative Wirkung zu verschaffen. Aber ich möchte dem Vortrag von Herrn Strohschneider, der heute Nachmittag über „Geisteswissenschaften und Gesellschaft“ sprechen wird, nicht vorgreifen.

Dass die Geisteswissenschaften gerade in Form von Begegnungen (und auch sonst) anderen Disziplinen durchaus einiges voraus haben können, verdeutlicht zum Schluss die folgende kleine Geschichte: Eine wahrhaft interdisziplinär zusammengesetzte Wandergruppe, die einen Mathematiker, einen Experimentalphysiker und einen Geisteswissenschaftler dabei hat, kommt in einen Ort, in dessen Mittelpunkt – wie das meistens so ist – eine Kirche steht. Sie geraten in einen Disput darüber, wie hoch wohl der exorbitant große Kirchturm sei. Da sich dies nicht so einfach entscheiden lässt, versucht jeder auf seine Weise herauszufinden, wer Recht hat. Der Mathematiker entfernt sich 20 m weit, misst den Winkel und errechnet anschließend die Höhe. Der Experimentalphysiker – offenbar der Sportlichste von allen – klettert bis zur Spitze des Kirchturms hoch, lässt einen Stein herunterfallen und misst die Zeit, die der Stein unterwegs gewesen ist, um daraus die Höhe zu errechnen (ob mit oder ohne Taschenrechner, ist nicht überliefert). Da wundert es vermutlich kaum jemanden, dass der Geisteswissenschaftler als erster die Lösung präsentiert. Nur wie hat er das geschafft? Nun, ganz einfach, durch Kommunikation. Er hat nämlich beim nahegelegenen Pfarrhaus geklingelt und den Pfarrer gefragt.

Im Zeitalter von Internet und Google mag diese Geschichte fast archaisch anmuten, sie zeigt uns aber dennoch, wie wichtig persönliche Kommunikation und Interaktion

sein kann, um zu Erkenntnissen zu kommen. In diesem Sinne freue ich mich auf den Austausch und die Diskussion mit Ihnen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!